

Der
Messungsbegriff.



Erster Theil.

Die Messung als weltbauendes Element.

Wahloerwandt sind Wahn
und Wahrheit.

Von

Nikolai v. Glehn.



Reval, 1892.

Печатано въ Тип. Авг. Миквица въ Ревелѣ.

Der

Messungsbegriff.



Erster Theil.

Die Messung als weltbauendes Element.

Wahlverwandt sind Wahn
und Wahrheit.

~~19476~~

Von

Nikolai v. Glehn.



Reval, 1892.

Печатано въ Типографіи Авг. Миквица.

Est. A



Дозволено цензурою. — Ревель, 10. Января 1892.

I.

Begriffliche Feststellung der Messung.

Das Complicirte im Weltdasein ist das Näherliegende, das Einfache kann erst nach Erkenntniß des Complicirteren und aus dem Complicirteren gesucht werden. Es ist das in dem Umstande begründet, daß das Weltdasein, wie es sich jetzt unsren Sinnen manifestirt, schon zu einem Stadium des Complicirteren vorgeschritten ist und zu seiner Erkenntniß nach seinen Zusammensetzungen und Urformen und einfachen Formen gefragt werden muß. Das Complicirtere eben liegt vor Augen, und mag es unsre Sinne und uns selbst noch so sehr täuschen und uns räthselhaft erscheinen, wir werden es immerhin mit dem Ausdruck des Näherliegenden bezeichnen dürfen, weil es früher als das Einfache, aus dem es zusammengesetzt ist, zu unsrer Perception kommt, und weil gerade das Einfache, das Element der Zusammensetzung in ihm die ungelöste Frage ist. So forscht der Chemiker aus den ihm bekannten und vor Augen liegenden Erden nach den entlegenen, seinen Sinnen mehr entrückten Elementen dieser Zusammensetzungen.

Aus gleichen Ursachen hat der Begriff der Messung bisher in der Geschichte der Philosophie als ein so spärlich benutzter und gewürdigter geruht*) und können wir jetzt zu um so größerer Ueberraschung seine unabsehbare Bedeutung vor Augen führen, — unabsehbare, weil er das Ein und Alles unsres Lebens, unsren Lebensinhalt, den gesammten ausmacht und die Bedeutung unsres Lebens die Bedeutung unsres Messens ist, ja weil leben messen heißt.

Wenn Schopenhauer die Welt als einen Willen hinstellte, Noiré weitergehend auf die das Motiv zum Willen liefernde Empfindung zurückgriff, so kann man wiederum weitergehend fragen, ob denn mit der Empfindung wirklich der Ausschau des menschlichen Geistes die Grenze, die heutige, gesetzt ist oder ob sich die Empfindung nicht doch noch in fernere elementare Bestandtheile zerlegen lasse, und in der That erhalten wir, wenn wir empfinden mit messen übersetzen, in dem Begriffe des Messens das Gesuchte.

Wir werden demnächst zu untersuchen haben, ob und wie weit wir zu solcher Uebersetzung berechtigt sind, und werden hierbei zu der Frage gedrängt, welche Aussage wir über die Empfindung, diesen bisher als

*) Wohl hat man schon seit Pythagoras, Protagoras, Plato mit Maaß und Messung ernst zu machen versucht; doch ist es nie damit z einem Bahnbruch oder Systembau gekommen.

etwas Elementares geltenden Begriff zu machen im Stande sind? —

Die Stätte ihres Daseins, da wir sie belauschen, ist unser Bewußtsein; die Momente, an denen wir sie prüfen, sind die Gegensätze von Lust und Unlust. Lust ist der Inhalt unseres Begehrens, Unlust die Negation der Lust.

An dieser Stätte unsrer Prüfung, in unsrem Bewußtsein erfahren wir, daß wir den Inhalt unseres Begehrens, die Lustempfindung ausschließlich nur im Wechsel mit der Unlustempfindung zu besitzen vermögen; der Erwerb der Lustempfindung läßt sich nur in Intervallen behaupten, in Unterbrechungen durch die Unlustempfindungen. Und die Erfahrung belehrt uns über eine gewisse Regelmäßigkeit dieser Unterbrechungen, so daß wir veranlaßt werden Gesetzen nachzuforschen, die solche Erscheinungen bedingen. Bei dem Tausenderlei an Prüfungsobjecten, die sich uns zur Begutachtung dieser Gesetze anbieten, finden wir denn auch die Erklärung für dieses eigenartige Wechselspiel. Aus dem Tausenderlei wähle ich hier ein Beispiel, an welchem drastisch und plastisch das Grundgesetz von selber sich ergibt.

Der Küper, wenn es ihm um eine sorgfältigste Weinprobe zu thun ist, wird den Wein nicht in Einem Zuge trinken, — er wird ihn schlürfen. Ein gleichmäßiges, nicht unterbrochenes Gießen oder Gleitenlassen

eines Glases Wein über die prüfende Kehle würde ihm nicht im Entferntesten so viel über den Werth des Genossenen aussagen, wie das vielfach unterbrechende Schlürfen, das Tropfen bildend Tropfen kostet. Der Küper bedarf eben dieses Zweierleis, des Tropfens und der Zwischenpause, des Wechsels von Tropfen und Pause, weil er die Prüfung nur an dem Vergleiche des Einen am Andern, des Tropfens an dem Nichtsein des Tropfens vollziehen kann. Er würde andernfalls, wenn er den Wein in dem monotonen Einerlei des ununterbrochenen Trinkens genossen hätte, den Vergleich im Maaße dieser Monotonie verlustig gehen; er würde nur an den im Gedächtniß zurückgebliebenen, am schmeckenden Organ haftenden Erinnerungen Vergleiche realisiren können und würde entsprechend der verminderten Treue des Gedächtnisses an Deutlichkeit des Genusses und an Befriedigung Einbuße erleiden.

Es ist also die Pause zwischen dem Genuß genau ebenso unumgänglich nothwendig für die Wahrnehmung wie der Genuß selbst, weil nur auf dem Wege des Vergleichens des Genusses an der Negation des Genusses oder der Genußpause der Genuß wahrgenommen wird; denn der Vergleich giebt den Unterschied, der Unterschied die Unterscheidung, die Unterscheidung die Wahrnehmung. Ohne Unterscheidung giebt es keine Wahrnehmung, und es ist das durchaus selbstverständlich, weil unser Erkenntnißvermögen überall nur auf Rela-

tionen stößt, nur mit Relationen arbeitet, nur mit Relationen arbeiten lernt. Wir könnten nicht ein A denken, wenn wir nicht zugleich ein B hätten, daran wir das A wiegen, wägen, vergleichen. Oder nehmen wir jetzt wieder den Begriff des Messens auf, der ja dem des Vergleichens synonym ist und in Sonderheit ein maaßbestimmtes Vergleichen geheißen werden dürfte! Zum Messen gehört doch wenigstens der Maaßstab, und soll das A gemessen werden, muß wenigstens ein zweites Etwas, ein B den Maaßstab hergeben. Fehlt dem A der Maaßstab, so fehlt ihm die Meßbarkeit, und er ist dem menschlichen Denkvermögen ein unfaßbarer Begriff, dem Wahrnehmungsvermögen nicht wahrnehmbar. Das B ist aber im Grunde nichts Anderes als die reine Negation des A, was sich an folgendem Beispiele klar stellen lassen wird: — Wollten wir etwa den Zucker seinem ganzen Wesen nach zu erkennen suchen und, wie wir's in unsren Laboratorien pflegen, in seine Elemente und Sondereigenschaften zerlegen, so würden wir erstens erfahren, daß es dieses Zerlegens ebensowenig ein Ende gäbe, wie des Theilens einer Linie, und zweitens, daß selbst wenn auch solche Analyse gelingen könnte, dennoch die complete Bestimmung seines Wesens immer noch nicht erreicht wäre, weil die hauptsächliche Eigenart des Zuckers wiederum nur in der Totalität und Zusammensetzung und Zusammenhange mit der übrigen Mitwelt gegeben

ist und das Wesen ausdrückt und als eine specifische Wirkung sich darstellt. Wir könnten also ungefähr sagen, er süße wie Saccharin, er blende wie Schnee, er wiege wie l, m, n, o, p, adhäre wie q, r, s, t, cohäre wie u, v, w, — wie aber zuckert er? — d. h. wie wirkt er auf seine Mitwelt als specifischer Zucker. Das erfahren wir nur in der grauen Theorie, indem wir uns eine zuckerlose Welt als eine Wirkung m denken, dann eine gezuckerte Welt als eine Wirkung m+n, und die eine Welt mit der andern vergleichen, an_{der} andern messen. So erhalten wir in der Differenz eine Wirkung, die ihrem Wesen nach Zucker ist und die ihrem Namen nach Zucker heißt. Einen andern modus für die Bestimmung des Wesens können wir nicht treffen, und diese Bestimmung ist also erzielt in einer Messung des Objects an seiner Negation. Er findet seinen Ausdruck in seiner Wirkung auf seine Mitwelt und wird erkannt von der Mitwelt erst durch und nach Abzug dieser Wirkung. Je vollständiger dieser Abzug ist, desto vollständiger die Erkenntniß und Wahrnehmung des dagewesenen Objects. Versinnbildlicht ist dieser Vorgang am besten an dem von mir an andrer Stelle schon erwähnten Beispiel der Messung eines Berges an seinem Thal, welches Lektüre weiter nichts als die Negation des Ersteren ist. Nur am Thal findet die Erkenntniß, die Wahrnehmung des Berges statt und je vollständiger die Messung der

verticalen Thalmessungen, desto vollständiger die Vorstellung von der Berghöhe.

Der Küper theilte deshalb seinen Trunk in Tropfen ein, um ihm die bessere Meßbarkeit zu geben, wie wir etwa eine große Zahl in viele kleine zertheilen, um sie, die für uns ungeläufige und unzulängliche unsrem Begriffsvermögen zuzuschneiden. Eine Williarde ist für diesen und jenen noch nicht unschaulich, wohl aber das Tausend mal Tausend, weil das Tausend für ihn bereits meßbar geworden war aus früherer Uebung.

Als messende Wesen in die Welt geboren, können wir diese unsre Charaktereigenschaft auf keinem einzigen Punkte verleugnen oder entbehren. Selbst unser Denken ist nur die Function des Messens und unsre Sprache, die ahnungsreiche macht uns sogar drauf aufmerksam, indem sie mit dem Ausdruck des Ermessens gelegentlich zugleich für den Begriff des Denkens eintritt.

Wo unser Messen aufhört, ist es auch aus mit unsrem Denken. Die Ewigkeit, die Unendlichkeit vermögen wir ebenso wenig zu denken wie zu messen; ebenso das Absolute, welcher Gattung es auch angehören möge. Wollten wir vom meßbar Schönen oder Guten zum absolut Schönen oder Guten zu gelangen suchen, wir würden nicht Pfad nicht Schwingen finden, die uns hinübertrügen. Aber auch innerhalb unsrer Denktätigkeit verlieren wir die Pfade oft nur zu leicht, indem wir buchstäblich in die Brüche kommen

mit der Messung. Je commensurabler und in einer je kleineren Zahl der Maassstab aufgeht, um so leichter ist der Gedanke gedacht und zum Abschluß gebracht. In jedem Wort ist schon eine Messung enthalten; mit der Zahl der Worte steigert sich die Complicität des Gedanken- oder Messungsmaterials. Was wir confus im gemeinen Leben zu nennen pflegen, ist meist durch eine im Laufe überhäufte Gedanken bei der Messung entstandene Incommensurabilität oder Complicität des Maassstabes verschuldet, und es steigert sich eine Begriffsverwirrung bis zum völligen Verlust der Messung oder des Denfactes durch Verwechslung des Maassstabes oder derartige Meßversehen. An nachstehendem confusen Ausspruch: „Ich, Professor NN. und ich, wir Drei machten einmal eine Reise“ — verfolgen wir solche Meßversehen, wie sie sich durch verwechselte Maassverhältnisse einzeln einschleichen und sich gegenseitig bedingen. Das Ich vor dem Professor war ein Meßvergehen der Unhöflichkeit. Es sollte durch die Hintensezung ausgebeßert werden, ergab aber durch die Wiederholung bei der Addition drei Einheiten, einen Fehler des Rubricirens, einen Fehler arithmetischer Messung.

Am Geholper: „Als Cäsar so in den letzten Zügen — als er so in den letzten — ja als er so in — da starb er“ — hört man den progressiven Verlust des Denkmaterials und kann das Abbröckeln

an den Worten und dem sich verkürzenden Satze abzählen. Der rothe Faden ist im Grunde der Maafstab selbst, der verloren ging, und der Verlust des Maafstabes brachte den Verstand zum Stillestehen.

Zumal durch zuviele Reflexion und Geistesübung treten als eine Geistesermüdung diese Unzulänglichkeiten im Denk- und Meßvermögen ein. Bei den sogenannten Stubengelehrten ist das eine bekannte Erscheinung; je gewissenhafter und genauer ein Solcher es mit seinem Denken nimmt, desto mehr ist er dieser Gefahr ausgesetzt. Aus dem Leben eines solchen außerordentlichen, gewissenhaften, strengen Gelehrten und vorzüglichen Lehrers sind obige Beispiele gewählt. Nur weil derselbe es zu genau mit seinen Pflichten und Gedanken und Worten nahm, wählte er seinen Ausdruck zu scrupulös und langsam, häufte in der langen Dauer des Sammelns so viel Denk- und Meßmaterial an, bis er über diese Massenproduction, die seine Fähigkeiten übertraf, Maafstab und Faden verlor. Seine Worte liefen im Kopfe ihm da wie eine Heerde ohne Hirten umher.

Um das Congruenzverhältniß des Denkens und Messens festzustellen, werden wir jedes Denken ein Messen nennen dürfen, nicht aber umgekehrt jedes Messen ein Denken. Thier und Pflanze messen, denken aber nicht. Jede Empfindung ist eine Messung, nicht aber jede eine Denktthätigkeit.

Die Frage nach Wesen und Voraussetzung des Denkens beantworten wir zuvörderst mit dem Cartesianschen Subject und subsumiren hier schon die Messung, da nur durch Messung das Subject sich realisirt und zu Bewußtsein gelangt.

Wir haben schon oben an dem alleinstehenden A erfahren, daß dieses in einer absoluten Weltverlassenheit, absolutem Alleinsein zu einem Begriff nicht reifen geschweige denn zu einem Bewußtsein erwachen oder führen kann. So muß auch hier wieder wenigstens ein B zugesellt werden, auf welches das A sich vergleichend Bezug nehmen kann, um sein Dasein zu erkennen. Also nur auf dem Wege des Vergleichens bez. Messens findet Erkenntniß statt. Versorgung des Subjects mit Objecten heißt denken; solche Versorgung geschieht aber durch das Mittel des Messens. Das Messen behauptet die Priorität vor dem Denken. Auch was uns in Stunden des Träumens, in träumerischen Phantasieen zufließt, kommt auf dem Wege des Messens. Zur Messung des einen Objects fahnden wir nach dem in einem andern Object enthaltenen Maaßstab und wir prüfen in unserem Verlangen nach Gewißheit und Genauigkeit und Erkenntniß dieses Verhältniß auf seine Commensurabilität und versteigen uns dabei im Eifer des Prüfens und Ausschauens und Rechnens bis in einen siebenten Himmel. Oft haben wir in einer einzigen beschaulichen Stunde geredet über Kirche und

Staat, über Himmel und Erde, über Gottheit, Unsterblichkeit, Seele, — und fragen wir, in welche Gemeinschaft und Kategorie denn alle diese Gedanken gehörten, daß wir uns zu diesem Tausendsten an dem Hundertsten wie an einem Leitfaden erheben konnten? — Sie gehörten — und wenn sie noch so verschiedene Naturen gewesen waren — auf das Engste zusammen; alle waren sie unsre allereigensten Objecte, durch Maafstab und Messung, durch eine verlockende, aufgedrängte, aufgeschmeichelte, wunderbar einnehmende Commensurabilität unsrem erweckten, wachen, Wechsel-, Wandel-, Erkenntnißsuchenden Subjecte gekommen. Und was noch nicht unser Eigenes gewesen war, das Dichten und Denken Anderer, das wir hören oder lesen, eignen wir uns durch dieselbe Vermittlung des Maafstabes an. Indem wir uns anschicken mit Aufmerksamkeit einer Erzählung zuzuhören, schaffen wir in unsrem Geiste zuerst einen freien Raum für die Gestalten, die da kommen sollen, und bringen dann in diesem sie in der Reihenfolge unter, wie sie uns gegeben werden, und wir rücken und schieben die Dinge zurecht nach dem Maafße, das uns der Erzählende gegeben und das wir uns selbst im Geiste zu dem Behuf ausgeräumt, und wir ergänzen, wo uns eine Lücke geblieben war, mit einem Maafß, das uns eine Combinationsgabe an die Hand gab. Alles, was uns der Erzählende darbot, waren ja auch nur Größenverhältnisse; es waren

Farben, Töne, Gefühle u. s. w. also Zahlen, Maaßverhältnisse, nach denen sich Schwingungen geordnet hatten. Erzählung und Lectüre sind Uebertragungen von Geist zu Geist wie des Malers Bilder von Leinwand zu Leinwand; in beiden Fällen wird gezirkelt oder nach Augenmaaß, Sinnenmaaß, Maaß der Empfindung gemessen.

Aber fragen wir noch auf indirectem Wege, ob es nicht irgend welche Objecte, Gedanken, Begriffe dennoch gäbe, die wir ohne Messung erreichen und uns zu eigen machen? — Etwa unter den abstractis? — Die Tugend zum Beispiel — wie kam sie als Begriff unsrem Geiste? — Nun bei Leibe nicht ohne Messung. Comparative, Vergleichen haben sie in unsre Welt hineingetragen. Ein Hamlet verbot der Tugend den Umgang mit der Schönheit! — Wie konnte er denn das? — Es mußte zwischen diesen beiden Begriffen doch Beziehungen geben, also Gemeinschaft, Maaßverhältniß, Commensurabilität*).

*) Man darf hieraus nicht schlußfolgern, daß die Welt, soweit sie unsre eigne Construction ist, dem Gesagten zufolge nur eine commensurable sein könne. Mit dem Begriff der Commensurabilität importirten wir ja auch den der Incommensurabilität und unvermeidlich mußte neben der commensurablen Welt nun auch eine incommensurable werden. Die Letztere aber meiden wir, soviel es möglich, ihrer lästigeren Meßbarkeit wegen, während wir nach der andern verlangen — ihrer verlockenden Meßbarkeit wegen. Ja durch allerlei Kunstgriffe, zum Theil Schleichwege suchen wir alles Incommensurable auf commensurable Formen zurückzuführen, ein Beweis unsres servilen Abhängigkeitsverhältnisses von den

So kommen wir aus der Messung nicht heraus, gefangen gehalten von unsren Sinnen in Raum und Zeit und Relationen. Ein Messen ist's ohn' Unterlaß; selbst wenn der Schlaf das Auge schließend die Objecte dem Subjecte nimmt, — messend schlagen weiter Herz und Puls, rhytmisch bewegt sich auch das schlafende Leben.

Und endlich gar der Stein, die todtgedachte Materie — wie kommt er zu seinen Crystallen? — wie kommt er zu seinen Farben, zu seinem Wasser und Feuer im Diamant, Smaragd und Rubin? — Wer will die Oscillationen in den Farben des Regenbogens aus der Messung ausschließen! — Das Werden der Materie aus der Messung versparen wir uns für ein andres Capitel.

Graden der Meßbarkeit. Die Incommensurabilität ist überhaupt entstanden, so wie die Messung aus der Rechnung mit der einen einzigen, reinen Negation B heraustrat und mit solchem Act die einfache Einheit überschritten war. Das reine A läßt als die einfache Einheit noch von keinem Begriff und von keinerlei Gefahren einer Commensurabilität oder Incommensurabilität ahnen; ebenfowenig das B, so lange es die reine Negation des A ist. Tritt aber eine Theilung ein, so ist die ganze Reihe der Zahlen und unsre gesammte Wissenschaft der Mathematik eingeleitet. Das weltverlassene A war ein ungemessener Begriff, eine logische Form, eine unangewandte veritas aeterna; mit dem weltbauenden B kam Messung und Erkenntniß; ein C, eine Weiterentwicklung trug Theilung und Bruch in die Welt — und den Begriff des Commensurabilitätswechsels.

II.

Der Werth des Messungsbegriffes.

Wenn ich das vorige Capitel mit einem scheinbaren Paradoxon introducirte, so wird wohl der jetzige Capitelanfang noch paradoxer erscheinen. Ich leite das Capitel mit der Behauptung ein, daß der Effectivwerth eines Gegenstandes sich je nach seiner Massenvertretung richte: je mehr ein Gut vorhanden, desto größer sein Effectivwerth.

Man wird mir ja wohl gleich den Diamanten zur Abwehr in's Feld führen wollen, der doch grade, weil er so selten ist, seine Millionen koste. Doch sind denn diese Millionen sein Effectivwerth! — Seine Rettung ist es, daß er mir mein Fensterglas schneidet, sonst wäre der Göze in meinem Gebrauche nun — gar nicht zu finden.

Aber des vielen „Sandes am Meere“ Effectivwerth? — Eine diesbezügliche Antwort ist eine schwierigere, doch auch diese ergibt sich. Wer will es erstens nachweisen, daß im Haushalt unsrer Erde das Maaß seines Vorhandenseins das Maaß seiner Nachfrage überbiete! — Die Natur wird doch wohl dieser großen Vorräthe benöthigen und ihre Verwerthung entzieht sich nur unsrer Beurtheilung. Wie käme sonst der Sand in solchen Mengen zur Welt. Man wird an eine so müßige Welt nicht glauben dürfen, die einen

Schund für nichts und wieder nichts gedeihen läßt. Schon das Causalitätsgesetz verbietet uns solche Annahme; denn es muß doch der viele Meeresstrand die große Wirkung einer großen Ursache gewesen sein und wiederum zur Ursache einer nächstfolgenden großen Wirkung werden, und jede große Wirkung wird in dem Haushalt demnächst ihre entsprechende Würdigung finden müssen, da sie ja alles das von sich abhängig gemacht hat, was sie in's Dasein gerufen und als Ursache verwirklicht hatte. Daß aber der Effectivwerth mit dem eingebildeten Gebrauchswerth des Menschen erstaunlich wenig Gemeinschaft hat, wird keiner Bemerkung noch bedürfen.

Doch kehre ich jetzt zur Sache des Ausgangs zurück und behaupte, daß wenn die Messung den gesamten Inhalt unsres Lebens, Denkens und Empfindens ausmacht, sie auch im Maaße dieses ihres Umfangs ihren Effectivwerth wird haben müssen, und der Tag steht wohl hoch, daß dieser Effectivwerth nach Möglichkeit auch zum Gebrauchswerth des Menschen erhoben werde; denn die höchstmögliche Befriedigung seiner Bedürfnisse würde der Mensch erst erreichen, wenn der ideale Zustand des Zusammenfallens von Effectiv- und menschlichem Gebrauchswerth einmal für ihn einträte, was aber leider wohl außerhalb der Weltbestimmung liegt.

Wir haben schon bemerkt, daß der Gebrauchswerth des Messungsbegriffes auf dem Gebiete der Philosophie

ein zurückgebliebener genannt werden muß, und welche Unbeholfenheit hat sie gerade durch diesen so fühlbaren Mangel an den Tag gelegt. Wir werden das bei allen großen Fragen, vor denen der Menscheng Geist noch schier rathlos stehen geblieben ist, erfahren. Prüfen wir einen Theil derselben einstweilen in aller Kürze darauf hin! — Zuwörderst auf dem Gebiete der Aesthetik — wie haben wir hier uns bisher auszuhelfen müssen? — Greife ich willkürlich nach einem Beispiel, gedenke ich etwa der „Aesthetik des Häßlichen“ von Rosenfranz, die ihrerzeit auf der Höhe der Wissenschaft stand und auch heute noch gehandhabt wird, — wie verfällt sie neben einer Aesthetik, die sich auf den Messungsbegriff aufbauen ließe. In der Rosenfranzschen Aesthetik fühlt man sich am Ende so klug als wie zuvor; eine Unzulänglichkeit der Erklärungen macht sie schleppend und schwerfällig und bedingt die vielfachen überflüssigen Wiederholungen. Die Zerlegungen und Zurückführungen auf elementareren Bestand reichen allenfalls bis auf den Begriff der Symmetrie. Es genügt uns aber zur Zeit nicht mehr zu erfahren, daß ein Gegenstand schön sei, weil er symmetrisch ist; wir wollen einerseits wissen, warum das Symmetrische nothwendig schön sein müsse und andererseits glauben wir nicht einmal an die allseitige, erschöpfende Schönheit der symmetrischen Formen. Die übertriebene Symmetrie des Kölner Domes ist uns ein Zu-viel,

während uns die freiheitlichere Gothik der Notre-dame sehr sympathisch ist. Rosenkranz preist wohl auch die Einfachheit der Formen; aber warum schätzen wir denn die korinthische Säule höher als die schlichte dorische? — Rosenkranz bleibt uns zwar auch bei dergleichen Fragen die Antwort nicht schuldig, die Erklärung ist aber wieder so umschrieben, daß wir, die wir nach elementaren Gesetzen und Plastik verlangen, nicht befriedigt werden. Wo eben der Nagel nicht auf den Kopf getroffen war, ist jede Erklärung etwas verbohrte Weisheit.

In Nachstehendem sei jetzt der Messungsbegriff zur Erledigung ästhetischer Urtheile benutzt.

1. Die Empfindung von Wirkung zu Wirkung bis in ihr entwickeltestes Dasein geleitet, hatte in der Übung ihrer Messungen den Begriff des Schönen konstruirt und pflegt und entwickelt ihn immer weiter durch Messung.

2. Die Commensurabilität bedingte ihrer ansprechenden Meßbarkeit zufolge das Gebiet des Schönen, die Incommensurabilität das des Unschönen; das weder Commensurable noch Incommensurable ist das Unmeßbare und ist kein Bestandtheil der Aesthetik.

3. Indem das (relativ) Schöne am (relativ) Unschönen d. h. Minderschönen gemessen ward und im Entwicklungsproceß der Unterschied zwischen Beiden immer größer wurde, stellte das Eine zum Andern sich

in einen Gegensatz und bildete an dem Begriffe des Minder schönen den des Häßlichen aus.

4. Je kleiner der Coëfficient innerhalb der Commensurabilität, desto leichter und allgemeiner bilden sich an ihm Geschmack und Urtheil für das Schöne; die Complicität aber steigerte den Preis des Schönen, weil sie zu ihrer Werthschätzung eines entwickelteren Geistesvermögens bedurfte. Das Complicirtere verhält sich zum Einfacheren wie die corinthische Säule zur dorischen.

5. Wo das Incommensurable sich nicht als nothwendiger Messungsfactor dem Menschengeniste aufdrängt, wird es keiner Messung gewürdigt, wird übersehen und verfällt der Gleichgiltigkeit*).

6. Wo das Commensurable, in einer Complicität verloren gehend, sich der ansprechenden Beurtheilung entzieht, verfällt auch dieses der Gleichgiltigkeit.

7. Es kann ein und dasselbe Object dem Einen schön dem Andern häßlich erscheinen, wenn jener im gegebenen Fall eine Commensurabilität zu verfolgen im Stande ist, dieser nicht. Der Mangel an Geschmacksübereinstimmung ist demnach begründet in der verschieden gearteten Fähigkeit, den Maasstab und dessen Coëfficienten zu finden.

Ich wüßte nicht, was ich einer Aesthetik, sei es

*) Nach Rosenkranz „Neutralität“.

des Häßlichen oder Schönen, noch als Basis hinzuzufügen hätte; alles Weitere resultirt — dank dem Messungsbegriff — aus dem kurzen Coder obiger heiligen Siebenzahl. Nur auf dieser Grundlage wird sich eine Aesthetik aufbauen lassen, die den Anforderungen unsrer Zeit Genüge leistet.

Ein Wort über eine Deconomie der Empfindung*), welche die multiplicative Benutzung des Maapstabes leiten soll, wäre zwar wichtig an dieser Stelle, würde aber aus dem Rahmen dieser streng abgeschlossenen Fundamentalsätze hinausragen und soll meiner Absicht gemäß in einem speciellen Capitel über Aesthetik Aufnahme finden.

Hier gehe ich in der Werthschätzung auf die Ethik über. Auch diese kann sich der Messung nicht entwinden und muß ihre Erkenntniß des Guten einer Messung am Nichtguten entnehmen und der Grad der Messung ist der Werth der Erkenntniß. Auch sie, die Ethik, hat aus der reinen Negation den Begriff des Gegensatzes gebildet, indem sie für das Nichtgute den Begriff des Bösen gestaltete.

Wir erfahren hiermit also eine Zurechtstellung der unklaren, landläufigen Vorstellung, der zufolge das

*) Kurz sei hier nur erwähnt, daß innerhalb der Complicität eine Deconomie der Empfindung ein vornehmstes Gebot ist denselben Gesetzen zufolge, die das Genie in dem mit großen Mitteln ausgestatteten, möglichst öconomisch denkenden Geist gipfeln machen.

Gute und Böse auf einer analogen Scala wie Wärme und Kälte mit einem Nullpunkt in der Mitte auf unserm Thermometer falle und steige. Das Verwirrende dieser Vorstellung ist eben die falsche Stelle, die der Nullpunkt einnimmt, nämlich in der Mitte statt am untersten Anfang, wo er zu einer graphischen Darstellung noch allenfalls einen Sinn hätte, in sofern es sich alsdann wenigstens mit dem Bilde von Berg und Thal vergleichen ließe. Im strengeren Sinne aber hält es auch diesen Vergleich nicht aus, weil der Berg seinen Fuß und Gipfel als zwei Punkte hat, an denen eine sinnliche Messung vorgenommen werden kann, während sich für den Begriff des Guten weder einen Gipfel- noch Nullpunkt finden läßt. Wir schreiben zwar Gott eine absolute Güte zu und stellen consequenter Weise den Teufel als ein absolut böses Wesen hin, wir können aber das absolut Gute nicht begrifflich feststellen, weil das Absolute transcendent und mithin unmeßbar ist wie die Unendlichkeit und Ewigkeit. Die Messungsscala für den Begriff des Guten und Bösen wird also eine gradirte Linie ohne Anfangs-, ohne End-, ohne Nullpunkt sein und nicht mit den Zeichen „gut“ und „böse“ sondern mit den comparativen Zeichen „besser“ und „schlechter“ versehen. Das besser oder schlechter wird selbstverständlich nie aus seiner Relativität heraustreten; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß der Mensch dermaleinst einen Modus ausfindig machen

wird, mit welchem er seine Affecte in Werthzahlen ausdrücken kann. Ich möchte schon jetzt von ungefähr und versuchsweise eine Behandlung dieses Problems wagen. Von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß der Mensch in Augenblicken seiner Affecte mehr Wärme producirt und verbraucht, als in Augenblicken der Ruhe und Apathie, wird eine empfindliche Waage körperlich anzeigen müssen, was er seelisch leidet oder genießt, und endlich ob er seelisch vorwärts oder rückwärts schreitet. Man wird diesbezüglich aufgeworfene Fragen eben so gut physiologisch und psychologisch beantworten, wie es bisher nur auf philosophischem Wege geschehen. Einstweilen können wir philosophisch begründen, daß die Menschheit fortschreitet, weil sie als eine auf der Erde dominirende, absorbirende und assimilirende Kraft naturgesetzlich fortschreiten muß*) und an historischen Thatfachen erhalten wir, wenn wir sie richtig deuten, die Bestätigung*).

Wir werden dementsprechend auch die Definition für „gut“ dahin lauten lassen, daß was zur weiteren Fortentwicklung der Gotteschöpfung förderlich und dienlich ist, auf das Attribut „gut“ Anspruch erhebt und das Böse ist nur der Messungsfactor zur Erkenntniß und Wahrnehmung des Guten.

*) Vergl. meine Antwort auf „Giebt es einen Fortschritt“? Seite 10 und 11. und der historische Beweis Seite 4 und 5.

Ein zweifaches Verfahren giebt es für das feine guten Bestandtheile messende Herz: entweder mißt es sie an eigener Schlechtigkeit oder an der eines andern Herzens. „Ich habe nun genug geliebt, jetzt will ich endlich hassen,“ ruft Strachwitz in psychologischer Wahrheit und macht im eignen Herzen die Messung ab. Im andern Fall wird sie durch einen Suggestion=proceß ausgeglichen; es sinkt thatsächlich die Schlechtigkeit des Einen im Maaße, als die Liebe des Andern sich steigerte. Wie oft ward ein liebend Paar Aergerniß einer liebelosen Umgebung, wie im analogen Fall das Glück des Glücklichen Neid des Verwahrlosten ward.

Die Kenntniß dieses Messungsgesetzes weist uns die Wege, die wir suchen. Wir erfahren aus diesem Gesetze, daß allzeit und unabwendbar der Liebe auf die Fersen der Haß als Messungsfactor folgt und können nun fragen, ob wir denn dem unvermeidlichen Haß nicht wenigstens den Stachel nehmen können? — Unsere Vernunft bejaht die Frage uns; wir erfahren von ihr wiederum auf Grundlage der Messungstheorie, daß der Haß nur eine andre Form der Unlust ist und daß alle psychologischen Formen der Unlust sich zu einander verhalten, wie die physikalischen der Bewegung, — fähig der Umsezung und zwar, indem wir sie, die psychologische Unlust tilgend in die physikalische Bewegung ausmünden lassen durch Arbeitsleistung*).

*) Des großen Unterschiedes zwischen Arbeit und Beschäftigung sei

Weitergehend in der Werthschätzung des Messungsbegriffes möchte ich mit diesem in die Kantische Philosophie einschneiden. Sie, auf der unser Jahrhundert steht, das Jahrhundert des Empirismus und Kriticismus ist der Pfad, auf dem die Wissenschaften zu schreiten schon sich eingerichtet haben; aber des Pfades Anfangsspuren gehen uns zu früh und zu sehr verzweigt verloren. So begreiflich und erforderlich es ist, daß ein philosophisches System nach Einheit strebe, so auffallend ist es, wie wenig es Kant gelungen ist, diesem doch auch ihm erb- und eigenthümlichen Bestreben zum Ziele zu verhelfen. Ordnung schafft er nach allen Seiten, stellt sorgfältig Alles unter Dach und Fach und liefert trotz seiner Einschachtelungen eine unbequeme Vielheit. Nachdem Schopenhauer die Serie der Kategorieen, die Kant in den Fußstapfen des Aristoteles zusammengestellt, als überflüssigen Ballast über Bord geworfen, war wenigstens nach dieser Seite eine Reduction bis auf den einen Verstandesbegriff der Causalität zu Wege gebracht; immerhin bleiben noch Wünsche in dieser Beziehung übrig.

Kommt in diesen Dingen der Messungsbegriff zur Verwendung, so ist mit Einem Schlage die Verein-

hier gedacht: Arbeit folgt einem sittlichen Gebot, Beschäftigung ist Zeitvertreib und — ich möchte sagen — darum unsittlich und wirkt nicht unlusttilgend. Daher der ehrbare Beruf ein so unschätzbar wichtiger Factor im Menschenleben, während die Berufslosigkeit, die im besten Fall Beschäftigung findet, oft vernichtend in ihrer Wirkung wird.

fachung für das ganze System gemacht; die drei Seelenvermögen des Erkennens, Empfindens, Begehrens vereinigen sich in dem einen Vermögen des Messens, durch Messung gelangt das Apriori der Mathematik zu seiner Verwendbarkeit, Raum und Zeit werden Anschauungsformen, Causalität*) wird Verstandesform, die unbestimmte Bezeichnung der „Beziehung“ zwischen Subject und Object wird präcisirt, das entsetzliche „Ding an sich“ geht seiner Wege. In summa werden, wie es sich in der Folge erweisen wird, alle diese Begriffe zurückgeführt, weitergeführt, erklärt, ergänzt vereinfacht durch den einen Begriff der Messung.

Ebenso wird derselbe für jedes andre philosophische System den gleichwerthigen Factor und einen Brüststein ausmachen. Weil er eben als bauendes Element die Urfunctionen alles Daseins, die Empfindung einleitet und das Weltwerden in Scene setzt, muß er entsprechend auch den Gesamttinhalt jeder Welterklärung bilden. Prüfen wir ihn zu dem Behuf an der heutigen Naturphilosophie! — Ich wähle beispielsweise das System J. G. Vogts.

Vogt sucht in seiner Art die Grenzen der Er-

*) Ueber die intimeren Beziehungen des Causalitätsbegriffes zum Messungsbegriff wage ich meine Anschauungen einstweilen noch nicht zu verlaublichen und statuire nur, daß die Causalität als Erkenntnißfunction des Verstandes nur ermöglicht wird durch die Messung; die Wirkung geht durch Messung aus der Ursache hervor wie innerhalb einer arithmetischen Rechnung das Resultat aus den Factoren.

kenntniß festzustellen und spricht' dabei sein tadelndes Urtheil über die Transscendentalphilosophie Kants und seiner Nachfolger aus. Er bemerkt, „es habe sich eine förmliche transscendentale Forschungsmethode ausgebildet, und was die Neukantianer in der transscendentalen Ethik geleistet haben, überbietet Alles, was die bisherige Metaphysik an poetischen Ergüssen zu Tage gefördert hatte.“

Und weiter heißt es: „Wie soll sich nun eine naturwissenschaftliche Erkenntnißlehre diesen Widersprüchen und philosophischen Verirrungen gegenüber verhalten? In erster Linie müssen wir uns vor der unerschütterlichen Thatfache beugen, daß wir aus unsrer Empfindungswelt nie und nimmermehr heraustreten können und daß uns das Wesen der Weltsubstanz ewig verschlossen bleiben wird. Also jeder Versuch, dieses Wesen in irgend welcher Weise bestimmen, erfassen, ergründen zu wollen, muß unter allen Umständen als unmöglich und als unwissenschaftlich mit unbeugfamer, rücksichtsloser Consequenz zurückgewiesen werden, und zwar ohne Ansehen der Person. Denn der philosophierende Physiker, der da glaubt, er habe mit irgend einem mechanischen Kraftbegriff das Wesen der Substanz berührt, befindet sich auf absolut denselben Irrwegen, welche der systematisirende Philosoph wandelt, der uns mit dem Absoluten, dem Weltgeist, dem Nicht — Ich, dem Willen, dem Unbewußten, oder wie diese

Pseudobegriffe nun auch benannt werden mögen, eine Erkenntniß andichten will. Ueber Alles, was der Physiker in letzter Instanz verfügt, sind die Vorstellungsbilder seiner Atome, vor Allem optische und haptische Empfindungsproducte, die er auf Grund seiner Anschauungsformen von Raum, Zeit und Causalität begrifflich verarbeitet. Er sieht in letzter Instanz die Atome, d. h. die optischen Symbole derselben schwingen oder kreisen oder wirbeln. Aber über die sogenannte Kraft, welche diese Bewegung hervorbringt, vermag er absolut nichts auszusagen, ihr Wesen liegt ihm so unergründlich fern, wie dem Blindgeborenen die Farbe." U. s. w.

Diesen vielen Athemzügen halten wir die kurzen Worte Goethes entgegen: „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?“ —

Zu wem neigen wir mehr hin? — Zu jenem, der aus seinen substanziellen Schranken nicht herauskann, oder zu dem großen Seher unsrer Zeit, der immer aus der reichen Brust wie

..... in ernstester Sabbathstille
 so ahnungsvoll des Glockentones Fülle, —
 Hoffnung mittheilt.

Vorgreifend erwähne ich hier nur kurz, daß der Messungsbegriff es ermöglicht, der Goetheschen Hoffnung nachgehen zu dürfen und damit die aussichtslose Substanztheorie Bogts*) zu entwerthen. Das nächstfolgende

*) Bogt ist Naturforscher, aber nicht Philosoph. Was er auf

Capitel soll dieser Naturergründung der Goetheschen Hoffnung gewidmet sein.

Hier sei nur noch in allgemeiner Uebersicht des Werthes gedacht, den der Messungsbegriff im practischen und täglichen, allstündlichen Leben dem Menschen gewährt. Er introducirt alles Leben; er muß also auch in jedem Theilchen dieses Lebens sich zur Geltung

philosophischem Gebiet aufsticht, ist entweder alt und bekannt oder neu und werthlos. Er richtet sehr viel, wo er gar kein kompetenter Richter ist, z. B. in der transcendentalen Ethik, und richtet auch, wo es nichts zu richten mehr giebt; denn welcher ernste Philosoph wird in unsrem Jahrzehnt noch so viel Worte drüber verlieren, daß mit dem Ausdruck der Kraft noch nichts über das Wesen der Kraft gesagt ist. Als richtiger moderner Naturforscher wiegt er sich selbstzufrieden in seinem Substanzbegriff und gehört, philosophisch beurtheilt, in ein abgelaufenes Zeitalter des Spinoza hinein. Auch in der Vermittlerrolle zwischen Naturforscher und Philosophen ist er nur zum Theil glückbegünstigt, zu einem andern Theil nicht einmal recht geheuer; er lehrt den philosophisch ganz ungeschulten Naturforschern ein kleinwenig von diesem Latein, — wenn er nur nicht Unheil damit anrichtet! —

Und wie steht es mit den vermeintlichen Dichtungen, die er den Philosophen zuschreibt? — Bogt ergeht sich zum Mindesten nicht weniger in Dichtungen. Das märchenhafte, schöne Nirvana des träumerischen Orients hat in den ausgetretenen Spuren Schopenhauers auch er in seine naturphilosophischen Abhandlungen eingeflochten und besingt als Allerwelt — Ende und Lohn den „absoluten Ruhezustand“ und scilicet denn auch als einen ewigen — (denn ein absoluter Zustand schließt jede Abänderung aus) als Folge einer Evolutionsperiode! — Da bringe man doch philosophische Ordnung hinein! Der Gedanke wäre gar nicht so schlimm gewesen, wenn jenes verfängliche Epiteton ihn nicht so verderben würde. Ein Ruhezustand, analog dem Schlafe oder Tode wäre ja ganz annehmbar; aber er soll nun gerade ein absoluter werden. Schade um die schöne Dichtung! —

bringen und sich ihm in den Dienst stellen. Wir erfahren denn auch durch ihn das Wichtigste, was wir wissen wollen, in verständlichster Sprache; wie nämlich wir unser Leben einzurichten haben, daß es thatsächlich das köstliche werde im Sinne der Bibel. Wir erfahren, daß das, was wir wollen, Lust empfinden heißt, und daß wir dieses auch wollen dürfen, ja wollen sollen, ja daß dieses Begehren das Mittel ist, welches die Welt und das Leben, die Schöpfung Gottes erhält und fortbewegt. Und welcher Trost bei aller Trübsal, daß die Lektüre nur ein Messungsfactor ist zur Erkenntniß oder Wahrnehmung der Freude! —

Ein Trost wird allen denen,
Die Trübsal kennen lernten;
Denn die gesäet mit Thränen,
Sie werden Freuden erndten,

III.

Das Weltwerden.

Wahlverwandt sind Wahn und Wahrheit. — In Sinnentäuschung kleidet Wahrheit sich. — Gott schuf die Welt — aus einem Nichts ein Etwas, — das Nichts die Wahrheit, Sinnentzug das Etwas! — Es ist die Sache wohl des Aufwands und der Worte werth, die man über sie gewinnen oder verlieren mag.

Wohl dünkte uns unerreichbar die Wahrheit zu erfahren, die sich hinter dem Sinnentzug versteckt

Aber eine Sichtung alles dessen, was wir zur Belehrung bereits besitzen, führt uns zu einer Beantwortung der Frage, wie wir sie derzeit besser nicht verlangen können.

Die Veranlassung, die uns zur Fragestellung leitete, ist also die Sinnestäuschung, die unser Irren ist und unser Schmerz und unsre Klage und darum so ungestüm nach Wahrheit uns verlangen macht. Sehen wir uns aber im eignen Besitzthum um, so entdecken wir, daß neben den Sinnestäuschungen wir auch schon Wahrheit haben, ja daß unser Besitzthum aus diesen zwei Bestandtheilen der Wahrheit und der Sinnestäuschung gleichvertheilt zu dem Begriffe sich zusammensetzt, den wir Welt oder Natur nennen.

Was wir an Wahrheiten besitzen, ist zahllos, ein unerschöpflicher Schatz und Reichthum. Jeder richtige Vernunftschluß ist eine Wahrheit. Wir möchten aber erfahren, wie zu den Wahrheiten sich der Betrug gesellt und in welchem Verhältniß Beide zu einander stehen? — Woher sind diese Beiden diametralen Gegensätze dazu gekommen, den ganzen Weltbestand auszumachen? —

An der Hand des Messungsbegriffes wird die Beantwortung wieder überraschend gegeben. Es ist wieder die alte Parallele von Berg und Thal. Wie es keine Erkenntniß des Berges giebt ohne Messung am Thal, so introducirte die Messung mit dem Begriffe der Wahrheit den des Unwahren und den des Betruges, der Täuschungen und Irrungen.

Soweit die graue Theorie, — und die Praxis? — Sie bestätigt nicht nur die theoretische Aussage, sondern sie rollt zugleich das ganze Weltwerden wie ein begleitendes, erklärendes Bild vor den Augen auf.

Lassen wir diesen Proceß des Weltwerdens in praxi vor sich gehen! — Denken wir, um einen Weltanfang zu construiren, unsre Sinnenwelt und Alles fort, was sich aus unsrem Denkvermögen nur fortdenken ließe, so bleiben hartnäckig nach zum Allerenigsten die ewigen Wahrheiten, die *veritates aeternae* als logische Formen.

„Zwischen zwei Punkten ist die gerade Linie der kürzeste Weg.“ — Diesen Satz, dieses Apriori als nicht seiend zu denken, d. h. so als könnte er in dieser Fassung einmal aufhören Wahrheit zu sein, ist ein Ansinnen, dem unser Denkvermögen nicht Folge leisten kann. Wir schaffen mithin im Geiste ohne Schwierigkeit, wie es scheint, die Sinnenwelt fort, wir machen unsre Welt leer bis auf die logischen Formen der ewigen Wahrheiten. Sind wir aber jetzt im vermeintlichen alleinigen Besiz der ewigen Wahrheiten und bei fortgedachter Erscheinungswelt wirklich sicher, diese Letztere losgeworden zu sein? — Durchaus nicht; sofern auch nur eine einzige Wahrheit gedacht wird, hört sie eben als Denkmaterial schon auf, bloße logische Form zu sein; die alleinige Vollziehung des Denfactes baut schon die ganze Sinnenwelt von Neuem auf mit allem

Lug und Trug und Irrthum. Denn um den Satz zu denken, müssen wir ihn ja an irgend einem Merkmal erkennen, jede Erkenntniß aber verlangt, wie wir gesehen, die Mechanik des Messens und dieser Act wiederum setzt alle elementaren Bestandtheile des fertigen Weltaseins in Scene und Verwendung: Maasstab, Einheit, Vielheit, Theilgröße, Bruch, Nichtsein 2c. 2c. und — Bewegung. Es läßt sich schlechterdings die Messung nicht ausführen ohne das Mitspiel der erstgenannten Begriffe einestheils und ohne das Mitspiel der Bewegung anderntheils. Die grade Linie hat einen Anfang und ein Ende, zwischen beiden Punkten ist im Acte der Messung ein Weg zurückzulegen, mithin Bewegung auszuführen. Aber mit der Bewegung sind wir ja schon dem Naturforscher entgegengekommen, der die Zusammensetzung der Welt auf das Element der Bewegung zurückführt. *)

Es bedarf aber nicht einmal solcher abgesteckten Endpunkte, Linien, Wege, um in jedem Gedanken Bewegung**) nachzuweisen. Die allereinfachste Wahrheit, etwa A ist gleich B , also ist B gleich A — beansprucht eine Erkenntniß, die Erkenntniß eine Messung und mit

*) Das wird übrigens der Naturforscher noch nicht zugeben wollen, weil er noch mit seinen Substanzen des Bewegens und Bewegtwerdens rechnen zu müssen glaubt. Daher werden wir ihn noch auf die weitere Folge verweisen müssen.

**) Zu einem Vernunftbegriff reifte die Bewegung selbstverständlich erst mit der Entstehung der menschlichen Vernunft. Als nämlich unfrem

jedem Act der Messung ist wieder die Bewegung einge-
leitet und der Weltbau damit gemacht.

Wir erkennen ferner jeden Gedanken seinem Wesen und seiner Realität nach als einen Verkehr zwischen Subject und Object. Das Apriori der ewigen Wahrheiten machen das Object aus und diesem Object gegenüber steht unser mit demselben Apriori ausgestattet*) Subject. Dem Subject bietet sich an und drängt sich ihm auf das Object und das aus solchem Aufdrängen hervorgegangene Resultat ist das Wiedererkennen des subjectiven Aprioris am objectiven, ein Vergleichen des Einen mit dem Andern, ein Verkehr zwischen Subject und Object, mit andern Worten eine Messung, ein Gedanke, eine Bewegung.

Die Analogie des Messens mit dem Lesen wird den Vorgang noch anschaulicher machen. Es ist hier wie dort Alles bis in's genaueste Detail gleichlautend.

vorbereiteten Gehirn die Vernunft, der erste Vernunftbegriff im Kommen war, hatten Perceptionen durch sinnliche Anschauung in rascher Aufeinanderfolge stattgefunden und indem sie, so oft sie kamen, allsogleich wieder verloren gingen, hatten sie Vergleichen und Messungen bedingt und waren auf diesem Wege zu Conceptionen geworden. Das jedesmalige Verlorengehen der einander schnell folgenden Perceptionen war der wirksame Factor, weil erst in diesem Wechselproceß sich dem Sein das unterschiedliche Nichtsein entgegenstellte und eine Messung und hiermit einen complekten Denfact zu Stande brachte. In und an diesen gegensätzlichen Momenten des Denfactes entwickelte sich die Vorstellung der räumlich getrennten Punkte und durch das Hin und Her der Messung der Begriff der Bewegung.

*) In Uebereinstimmung mit Kant, Schopenhauer, Noiré.

Der Lesende ist das Subject, das Buch das Object, die Lesekunst die Ausstattung des Subjects mit den Mitteln des Verkehrs. Das Buch, das dem Lesenden vor Augen liegt, bietet sich ihm an, drängt sich seiner Lesekunst auf und um so mehr, je mehr das Eine auf das Andre angewiesen ist. Da vollens Subject und Object in solchem intimsten Verhältniß gegenseitigen Bedingtseins zu einander stehen, wird selbstverständlich das Subject dieser sein Dasein unterhaltenden Verständigung nachgehen. Dem Subject steht ja eben nichts Andres zur Verfügung für den Unterhalt seines Daseins als das Object.

Also Buch und Leser reden Eine Sprache und aus dem Verkehr gestaltet sich durch Gedankenbewegung eine Welt. Und wie rasch war diese durchaus neue Welt aufgebaut! -- Als sich der Leser für das Buch entschied, machte er Raum in seinem Geiste, er löschte Licht und Bilder aus, die noch in letzter Stunde sein waren und seine Welt waren und da ward es wüst und leer in seinem Geiste. Doch im Verkehr mit dem Buch war der leere Raum sogleich wieder gefüllt und jede Seite brachte nur noch eine ergänzende Fortentwicklung und jedes Capitel eine neue Evolutionsperiode dieser Welt.

Beide Welten, sowohl die in der Phantasie des Lesers gewordene wie die der Wirklichkeit gingen hervor und sind aufgebaut und werden zusammengehalten von

dem Einen Element der Bewegung und ich behaupte und betone auf das Ausdrücklichste, daß es nicht ein Zweierlei dieses Bewegungselementes giebt; —

die Bewegung, die das Phantasiegebilde schuf, ist genau dasselbe Element der Bewegung, welches die Welt der Wirklichkeit schuf.

Dem Naturforscher ein Aergerniß*). Befangen in seinem Substanz- bez. Materiebegriff verlangt er nach einem Substrat, nach etwas Stofflichem des Bewegtwerdens. Der gläubige Christ dagegen kann sich seiner Glaubensanschauung ergeben, daß Gott, dem Schöpfer nichts unmöglich und die Schöpfung des Weltalls thatsächlich aus einem Nichts, nur dem Worte Gottes hervorgegangen sei. Vermittelnde Geister haben dann wohl den Versuch gemacht, das Nichts im Sinne eines *tohu va bohu* der Bibellehre mit dem Chaos des Naturforschers zu identificiren, doch war damit nichts gewonnen, weil der Naturforscher sich nicht von seinen Chemikalien, Vibrationen, Kraftstoffen, Stoffkräften lossagt und der Bibeltreue, zumal der wunderbedürftige erst recht keine Zugeständnisse macht. Sie scheiden sich allzeit je nach der Losung, ob Urschleim oder Wunder. —

Wo die Specialwissenschaften zu keiner Einigung gelangen, tritt die Philosophie in ihre befugten Rechte,

*) Einstweilen noch in der Schuld des Naturforschers, hoffe ich noch in diesem laufenden Capitel mir diese Schuld und ihm das Aergerniß zu tilgen.

und sie darf sich um so mehr in diesen Streit mischen, als sie eben so emsig und gewissenhaft nach dieser Seite hin gearbeitet hat, als sie Vielversprechendes zu Tage gefördert. Die geschichtliche Uebersicht weist hier wohl zuerst auf Heraklit, der vom ewigen Fluß der Dinge redet, vom ewigen Werden, dann auf Plato, der diesem Werden das Seiende abspricht und seine Ideen den Dingen zu Grunde legt. Diesen Ideen entspricht das Kantsche Ding-an-sich, während die Welt der Sinne als Welt der Erscheinung hingestellt wird. Mit Schopenhauer endlich kommt eine resolute Ordnung in diese Dinge; er setzt die Welt bündig und findig zusammen aus Wirkungen und erinnert an unsre weise Sprache, die allerdings in ihrem wunderbaren Ahnungsvermögen auch hier wieder ihr prophetisches Können offenbarte, indem sie für diese Welt der Wirkungen den Ausdruck Wirklichkeit lieferte.

Dennoch kann man diese Welt der Wirklichkeit nicht identificiren mit der Schopenhauerschen Welt der Wirkungen. Jene schließt die sogenannten Phantome, die Phantasiegebilde und Gespenster aus, diese schließt sie ein; denn das Bild dichtender Phantasie ist ebenso das Ergebniß einer Wirkung wie irgend ein Bild der Wirklichkeit. Wie aber unterscheiden sie sich? —

Beide sind — ich möchte sagen — oft zum Verwechseln ähnlich, und sie kommen im practischen Leben thatsächlich zur Verwechslung, ja die rege Phantasie

kann an Plastik mit ihrer Welt die Welt der Wirklichkeit gar übertreffen. Wir haben Beispiele zur Genüge, da die Einbildung die Wirklichkeit unwirksam macht. Der Unterschied liegt nicht in dem sinnlichen Ausdruck oder Eindruck, sondern in dem Wesen der Erscheinung und zwar ist in dem einen Falle die Welt eine im Augenblick oder in kurzen Zeitläuften und von einem einzigen oder wenigen, zählbaren Individuen (Subjecten) aufgebaute; im andern Falle haben in äonenlangen Zeitläuften Messungen stattgefunden, für die es keine Zahlennamen mehr giebt, und es haben ihnen *veritates aeternae* zur Grunde gelegen, die eben diesen ewigen Bestand ihnen verliehen, während im ersten Falle Täuschungen, Trugschlüsse, Irrthümer die Ursache des flüchtigen Erscheinens und Verschwindens waren.

Den Unterschied zwischen Wirklichkeit und Phantom bedingt also das Maasß der Wahrheit und so zwar, daß je nach dem Procentsatz der Wahrheit sich der Zeitbestand und — ich möchte sagen — Werthbestand des Phantoms richtet. Ein Irrthum, der leicht und rasch erkannt ist, wird ein dauerndes Phantom nicht erzeugen können; wo aber ein Schein der Wahrheit den Irrthum nährt und unterhält, wird seine Wirkung, das aus ihm hervorgegangene Gebilde die Zeit des Irrthums — ja vielleicht über diese hinaus sein Dasein fristen. Und bis zu welcher plastischen Ausgestaltung kann es mit solchem auf einem starkgewurzelten Irrthum

beruhenden Phantome kommen! — Wenn die Phantasie hier immer wieder und wieder die gewonnenen Bilder in's Gedächtniß zurückruft, so kann in solcher Übung die Plastik so ausgebildet werden, daß der Geist gar auf die Dauer sein Phantasiegebilde nicht mehr von der Wirklichkeit unterscheidet, wie es im Schauspielerleben genugsam vorkommt.

Ist es nicht begreiflich, daß wenn wir von Ewigkeit zu Ewigkeit die Wahrheit messen nur an ihrem Nichtsein, an der Unwahrheit — und anders ist ja die radicale Erkenntniß, nach der wir durstig verlangen, nicht möglich — daß es uns endlich vor den Sinnen flimmert und sich vor diesen ein Bild darstellt, das genau so aussieht wie unsre Erscheinungswelt, unsre Welt der Sinnentäuschung. Aus solcher gleichmäßigen Mischung von Wahrheit und Unwahrheit mußte und konnte nichts Andres hervorgehen, als diese bezaubernd schöne Welt mit ihren farbigen Regenbogen, ihren blitzenden Edelsteinen, ihren irreführenden Vibrationen, ihrem Zittern und Beben, bald Wonne bald Schmerz, und ihrem tiefen, tiefen blauen Himmel, von welchem Lupercio de Argensola sagt:

Porque ese cielo azul, que todos vemos,
ni es cielo, ni es azul! —

Warum bist du blauer Himmel weder blau noch Himmel!

Doch ich will nicht vorgreifen. Je nach den Bestandtheilen der Wahrheit und je nach der hiermit

bedingten Zahl und Energie der Wiederholungen und Uebungen steigern sich die Resultate der Messungen und verhalten sich die wenig wiederholten oder geübten Vorstellungen resp. Messungen zu den Milliarden mal Milliarden mal geübten wie Unglaube und Zweifel zu einer Zuversicht. Wie eine Fingerübung es endlich zu einer Zuversicht führt, die uns oft veranlaßt, die Finger nach der Fortsetzung des Musikstückes zu befragen, wo uns das Gehör verlassen hat, oder wie wir unsre Hand und Feder nach der Rechtschreibekunst befragen, wenn das Gesetz, dem zufolge das Wort geschrieben werden soll, aus dem Gedächtniß geschwunden war, — so gelangen wir allüberall zu Zuversicht, Festigkeit, Sicherheit auf dem Wege von Messungsübungen. Und ist erst diese, die Zuversicht gewonnen, so geht durch fortgesetzte milliardenfache Uebung es vorwärts in dieser Richtung bis zu dem felsenfesten Glauben, der Wunder wirkt. Es ist das der Gipfelpunkt jedes Bestrebens und das Ziel jeder Uebung und man wird nicht sagen können, daß die Uebung direct den Meister mache; sie macht den Glauben und der Glaube macht den Meister. Eine Unterbrechung, ein Schwanken des Glaubens führt den Siegreichen zum Erliegen wie den Seiltänzer zu Fall. Der Muth dagegen, der ein Ausfluß ist solchen Fessenglaubens an die eigne Kraft ist der überallhin Sieg tragende und die Kraft, die den Somnambulen, den Hypnotisirten kommt, ist die Wirkung desselben

Felsenglaubens, eine Wirkung, die oft den Gesetzen unserer Erscheinungswelt, der Natur zuwiderzulaufen scheint, weil wir den Weg nicht wahrnehmen, auf dem der Glaube dieser Wunderkräfte gekommen war; er kam aus verborgenen Uebungen und Messungen. Die Intensität der aufgewandten Messungsenergie ergiebt den Grad der Wirkung, und gleichgiltig ist es, ob Wahrheit oder Irrthum Führer waren. Ein Don Quijote gehört mit gleichem Jug und Recht in die Heldenreihen wie je ein Held der Heldengeschichte, er ist der Held David und die Riesengestalt der Windmühle ist sein Goliath.

Wie sich merkbar an jeder einzelnen Wiederholung des Messungsactes eine Täuschung oder Einbildung bis zur vermeinten Wirklichkeit steigert, mag ein sehr bezeichnendes Beispiel aus dem Leben eines an Hallucinationen Leidenden geben. Derselbe litt in folgender Art: So oft er aus sehr hell erleuchtetem Zimmer ins Freie und in stockdunkle Nacht trat und tappend, tastend seinen Heimweg suchen mußte, strengte er seine Sehnerven dermaassen an, daß sie seinem Wahrnehmungsvermögen Lichteffecte vorführten, die in Wirklichkeit nicht existirten. Der Mann kannte diese Abnormität seiner Sehnerven schon aus seinem Kindesalter und suchte gegen ihre Wirkungen anzukämpfen, aber je mehr er seine Energie gegen sie aufwandte, um so deutlicher und wirksamer wurden sie und um so effectvoller schieden sich die

Licht- und Schattenbilder. Ging er stramm und energisch weiter seines Weges, so steigerten sie sich so weit, daß sie zu Menschengestalten wurden. Seine Energie, an diese Vorgänge nicht zu glauben, weiter spannend, sah er die Gestalten so deutlich, daß es ihm schwer fiel gradesweges weiter zu gehen. Er konnte in soweit kaltblütig sein, als er seiner bloßen Einbildung gewiß war und die Phantome durchaus gleichgiltig, nie angreifend ihm entgegentraten. Sie wurden ihm nur lästig, weil sie nie das Straßengesetz des Ausbiegens zur Rechten befolgten und er auf jede Figur aufsprallte und durch sie hindurch gehen mußte. Das gelang ihm freilich sehr wohl ein erstes, ein zweites, drittes, ein m^{tes} Mal, im selben Maaße jedoch, als er seine Energie und seine Nervosität durch das forcirte Durchgehen gesteigert hatte, sank bei einem m+1^{ten} Male der Glaube an die Möglichkeit des Durchgehens dermaßen, daß er diesem letzten Phantom ausbog, ausbiegen mußte. Die Lichterscheinung war so deutlich geworden, hatte in so festen Conturen einen so perfecten Menschen gezeichnet, daß ihm das Weitergehen in grader Linie nicht mehr gelang.

Bei einer Gelegenheit, die ihn von einem Feste in dunkler Nacht als Reiter auf seinem Pferde heimführte, stellte der Mann neue Untersuchungen seiner Einbildungskraft an; er überließ dem Pferde die Zügel und kreuzte seine Arme auf dem Rücken. Er kannte sein sehr sicheres Pferd und hatte sich überzeugen können,

daß es auch in dieser Dunkelheit richtig den Weg fand. Nun galt es die Phantome alle der Reihe nach zu durchreiten, wie sie sich wieder in erstaunlicher Weise gradatim verdeutlicht hatten. — Es ging nicht besser; immer war es derselbe Verlauf: beim so und so vielen Male gingen die auf dem Rücken verschlungenen Arme los, die Hand griff in die Zügel und das Pferd ward zur Seite geleitet. Gegen diese Manipulation seine Willenskraft anwenden, war vergebliche Kraftvergeudung; er stand im Banne der Wirkungen, er konnte nicht anders, er mußte es bis zum Durchreiten zuerst und dann bis zum Ausbiegen bringen. Dann freilich, wenn er einmal der Einbildung nachgegeben hatte, beruhigten sich seine Nerven auf eine kurze Zeit, bis das Spiel von Neuem anhub und sich in der vorigen Weise wiederholte.

An diesem Beispiel ist eine Summe der Entwicklungsstadien vorgeführt, wie sich die Einbildung bis zu einer Art Realität der Erscheinung steigert. Im ersten Stadium trennen sich nur Licht und Schatten, dann tritt das Bild in seine Conturen, ist aber noch wirkungslos gegenüber den Muskeln; bei jedem folgenden Male spannen sich progressiv die Kräfte bis die Bilder eine Realität angenommen haben, die wirksam wie die Wirklichkeit geworden.

Der Reiter stieß beinahe auf denselben Widerstand wie etwa die Faust, die auf den Tisch schlägt, d. h. bis hierher und nicht weiter kann. Ich sage

„beinahe“, denn zwischen jenem letzten Entwicklungsstadium der Einbildung und dem Faustschlag — *il n'y a qu'un pas*; es bedarf nur einer weiteren Progression und wir sind beim Beispiel des thatsächlichen Faustschlages, der vergeblich durch den Tisch strebt, angelangt. Denken wir uns ein Scheitfeuer brennend und wir suchen einem Mucius Scävola nachzueifern! — es ginge wohl, aber es geht nicht. Dann schwimmen wir gegen eine Strömung, die je weiter um so stärker wird! Endlich übertrifft ihre Widerstandskraft unsre Schwimmkraft, — es ginge wohl weiter, aber es geht nicht; kein Zorn, kein Schwur, kein Fluch, der uns weiter hülfe! — Und jetzt endlich der Tisch! — Die Vibrationen des todten Holzes bewegen sich in rasender Geschwindigkeit und Energie von rechts nach links, von links nach rechts, die Faust in ihren bis zu Fleisch und Bein energisch gesteigerten Vibrationen will durch die gleichwerthigen Vibrationen des todten Holzes quer hindurch, — es ginge wohl, aber es geht nicht, es geht schier nimmer.

Wie mit jener Hallucination, so steht es mit der Wahrnehmung aller jener Gespenster, mit denen die Erde so reich bevölkert ist. Gespensterglaube wie Aberglaube sind das Fürwahrhalten eines Irrthums, während der berechtigte Glaube die Zuversicht zu den *veritates aeternae* ist. Glaube und Aberglaube sind in den Phasen ihrer Entwicklung sich durchaus gleich, solange

die aufgewandte Energie dieselbe ist. Sie unterscheiden sich nur, indem beim Aberglauben die Energie, die Messung auf den thönernen Füßen einer für wahr gehaltenen Unwahrheit, Irrthum steht und darum die Möglichkeit eines ewigen Fortschreitens entbehrt, während die aeterna veritas den Glauben bis in alle Ewigkeit ernährt. Abgesehen von der strikten Lüge, der die Gespenster nur zu oft ihre Entstehung verdanken, ist die Furcht ihr Anfang und ist ihre natürliche Mutter und ist es oft nicht zu unterscheiden, was Furcht, was fertiges Gespenst ist; beiden dient der Mensch.

Gespenster habt ihr euch erlaubt,
An die ihr selber nicht mal glaubt,
Und müßt nun fürchtend ihnen
Wie alten Götzen dienen.

Zum Glück ist es nicht Jedermanns Sache, mit selbstgeschaffenen Gespenstern sein Leben zu quälen; aber Spuren von Gespensterfurcht irgendwo und irgendwann stecken selbst in dem weisesten Manne und sie kann daher als ein Gemeingut der Menschheit beurtheilt werden. Je nach der Intensität, mit der sie gemessen oder in der Seele bewegt wird, nimmt sie ihre Gestalt an. Man kann die Gespenster theilen in solche, die gleich Eintagsfliegen nur das kurze Leben eines einzigen Individuums begleiten, und in Familiengespenster, die Eigenthum einer Familie sind, und wenn noch besser eingewurzelt der Irrthumsglaube und daher

länger andauernd die Uebung der Messungen, — in Volks- ja Völkergespenster. Ihre Entstehungsweise läßt sich meist nachweisen; bald Mäusen bald Mäuselöchern verdanken etliche ihr Dasein. Durch Löcher und lange Hohlgänge wird der Schall im Hause umhergetragen und man hört ihn, wo man ihn am wenigsten vermuthet. Bis in den unbewohnten Theil des Hauses dringt vernehmlich ein Gespräch des bewohnten Theiles und der den Gespenstern ohnehin leicht Zugängliche ist nolens volens zu seinem Gespenst gekommen. Je älter die Burg desto mehr Mäuselöcher und je mehr Mäuselöcher desto älter die Burg, und es hat wohl kaum eine altherwürdige Burg gegeben, die nicht ihren Burggeist hatte und hegte. Die Geschichte registriert ferner Palastgespenster, die öffentlich beglaubigt und archivarißch gehütet worden sind. Die Volksgespenster gestalten sich gar zu Göttern aus, denen Tempel gebaut und Opfer gebracht werden. Sie werden in Stein gemeißelt und prägen sich um so besser aus und setzen sich um so hartnäckiger fest in den Gemüthern und Vorstellungen des Volkes und überdauern oft des Volkes eigene Geschichte. Sie reisen bis zu den optischen und haptischen Erscheinungen aus, wie solche der Zusammensetzung nach auch unsre Ponderabilien sind. Den Regenbogen sieht jeder, der sehend ist, und doch — wer wird es noch leugnen wollen, daß der Regenbogen eine sogenannte optische Täuschung ist, und die ponderable

Erscheinung des todten Holzes nicht als solch eine optische, haptische Täuschung annehmen wollen, hieße die größten neuen Fortschritte der Naturwissenschaft rückgängig machen.

Wir constatirten zur Unterscheidung, daß das Phantom in kurzen, in zählbaren Zeitläuften seine Messungen erfahren hat, während für die durchlaufenen Messungen einer Wirklichkeit oder ponderabeln Erscheinung unfrem Vermögen des Zählens die Zahlen ausgehen. Man wird also annehmen müssen, daß wenn das Phantom das Glück hätte, ein analoges äonenhohes Greisenalter zu erleben, es gleichfalls ponderabel werden müsse. Allerdings; was soll denn sonst aus der äonenlangen Entwicklung der Messung resp. Bewegung werden als eine — und nun rede ich in der Zunge Bogt's — Verdichtung? — Sollte es denn wohl irgend ein andres Resultat einer äonenlangen Entwicklungsperiode für solche Messung und Bewegung noch geben? — Fürwahr nicht, und eine ganz und gar resultatlose Entwicklung wäre eine Contradictio.

Doch suchen wir allen Ernstes einmal solch einer Aeonenübung nachzugehen! Lassen wir den Gedanken der kürzesten Linie zwischen zwei Punkten äonenlang ununterbrochen gedacht werden! — Unvermeidlich geht aus der Uebung der Begriff der Bewegung hervor. Nach gewonnenem Begriff der Bewegung lassen wir wieder die ungeheure Dauer einer neuen Aeone sich

an diesem Neugewinne üben; — wird die Bewegung, im verschiedenen Tempo gedacht, gemessen, gemessen, gedacht, nicht auch bis in der Schnelligkeit zur Vorstellung kommen, in der sie das Bild der Ruhe liefert, wie wir dieses Bild gewinnen, wenn sich vor uns ein Rad in solcher Geschwindigkeit dreht, daß wir den Sprossen nicht mehr mit unsern Blicken folgen können und das Rad als eine feste Scheibe wahrnehmen? — Wird endlich in der ewig fortlaufenden Zeit der Uebung und Vorstellung und Evolution nicht diese Scheibe sich in den Geistern als eine fixirte Idee, als ein Fixum festsetzen, so wie bei den Gespenstersehenden die fixen Ideen sich festsetzen? — Solch ein Fixum gestaltet aber durch seine immer gleichlautenden Wirkungen Organe aus — wie die Stoßsucht dem Stiere das Horn.

Mit dieser abschließenden Darstellung verlange ich vom Naturforscher seine vollen Zugeständnisse. Er kann auch nicht mehr mit der Einwendung kommen, daß es ein Unterschied sei für die wirkende Idee, ob sie eine Hornmasse schon vorgefunden, die sie weiterbilden soll, oder ob sie Hornmasse noch zu erschaffen habe; die Hornmasse bleibt in beiden Fällen die gestoßene Kraft, während die Idee, die Stoßmuth die stoßende ist. Giebt es aber denn einen Unterschied zwischen gestoßener und stoßender Kraft dem Wesen nach? Man wird nicht etwa einen rollenden Apfel auf eine ruhende Kartoffel stoßen lassen und dann den von der Kartoffel verlassenen

Ruhcpunkt als die geforderte Unterscheidungsgrenze bezeichnen dürfen. Der Naturforscher führt alles Dasein zurück auf das eine Element der Bewegung und hat in dieser keinen Dualismus von Apfel und Kartoffel, sondern nur die eine einzige Kraft, die stoßend oder gestoßen immer dieselbe bleibt, weil sie gestoßen zugleich sich stoßend verhält.

Hierin liegt zugleich der treffendste Beweis, daß die Bewegung, möge sie sich den Sinnen als Apfel oder Kartoffel vorstellen, ihrem Wesen nach nie etwas Andres sein kann, als was sie immer gewesen. Wir können sie nennen Bewegung oder Apfel und Kartoffel, je nach dem sie von dem messenden Vermögen erkannt wird. Messen wir sie statt mit den Sinnen nur mit unsrem analysirenden Verstande, so können wir sie auch noch als die bloße logische Form einer veritas aeterna erkennen, und sie wurde nur im einen Fall Apfel im andern Fall Kartoffel je nach der veritas, die Beiden verschiedenlautend zu Grunde legen. —

Hat nicht Natur sich hiermit schon ergründet? — Mir dünkt es so*); — sie ist die bis zur sinn-

*) Aber wird man nicht eine Lücke sehen in der bei Seite geschobenen Frage nach dem messenden Subject? — Freilich bleibt das messende Subject als das unvermeidliche X der Rechnung übrig, aber gehört es denn so unabweisbar in diese Frage nach dem Bestande der Natur? — Ich glaube nicht; — wir haben hier allensfalls nur noch die Frage zu berühren, wie und wo der Proceß des Naturmessens, diese Wahrnehmungen der ewigen Wahrheiten vor sich gehen, ob im Gehirne meines alleinigen Ichs oder

lichen Wahrnehmung gereifte Messung der veritates aeternae, sie ist die Messung, die in äonenlanger Uebung sich bis zu den Vorstellungen entwickelt hat, die wir uns von der Materie machen.

Materie heißt das Material,
Daraus mein Geist erbaute
Die Phantasie und Welt zumal,
Der ich mich anvertraute.

IV.

Zwei Zeugnisse.

Zur weiteren Bezeugung alles bisher Gesagten rufe ich unsre erhabene christliche Religion und unsre holdselige*) deutsche Sprache an. In den Religionen und Sprachen ruhen die großen Schätze der Menschheit als ein unveräußerliches Allgemeingut. Was ihren Reichthum ausmacht, sind wieder die ewigen Wahrheiten. Diese strahlen wie ein Sonnenschein, dämmern

wo? — Die Antwort lautet: Alles, was empfindet, ist hervorgegangen aus Messungen und je nach den verschiedenlautenden Sätzen der ewigen Wahrheiten sind die verschiedenen Gattungen und Arten entstanden, wie innerhalb dieser Gattungen aus gleichnamigen Messungen die Species kamen. Je nach Gattung oder Species entwickelten sich die Sinnesorgane verschieden oder gleich und finden verschiedene oder gleiche Wahrnehmungen und Aufnahmen der objectivirten Welt statt. Der eine Mensch empfindet wie der andre und ich bin dein Du, wie aber Stein und Wein, Mercur- und Marsbewohner empfinden, ließt der Mensch noch nicht aus seinen allwissenden Sternen.

*) Nach Niehl.

wie ein Morgenroth durch die Nebel der Sinnestäuschungen bewußt — theils unbewußt in die empfängliche Seele. Und die der unbewußten Empfängniß froh gewordene, wache, thätige Seele — sie trägt das Empfangene wie in ein Traumleben hinein und trägt es als Ahnung aus. Ahnungen, Seherblicke*) — sie ergeben sich frommen Wünschen und frommer Nachfrage, sie ergeben sich aber keinem Befehl und keiner Reflexion. Unbestimmt und nicht beweiskräftig, gewinnen sie erst Rechtskraft und Giltigkeit je nach der Zahl derer, die sie im Gedächtniß bewahren, und je nach der Zuversicht und Treue, die ihnen geschenkt wird, und was in dieser Weise rechtskräftig geworden, das lagert sich ab in Sprachen und Religionen. Die Ahnung ist das erste und unmittelbarste Schöpfen aus den Wahrheiten und nicht vergebens hebt sie mit dem A, dem Alpha aller Laute an und ringt sich so wohl- lautend aus der gefühlgefüllten Brust im Drange sich mitzutheilen.

Ex bibl. univ. T.

Wissenschaftlich beurtheilt, wird an den Ahnungen festgestellt werden müssen, daß sie — in so weit rechtlich begründet — eben solche unmittelbare Einwirkungen der veritates aeternae sind wie das Apriori unsrer Verstandesbegriffe, sie unterscheiden sich wesentlich nur von diesen, indem sie nicht einfache sondern bereits combinirte

*) Ich vermeide den Ausdruck „Inspiration“, weil er mir ebenso cholaistisch construirt und erkünstelt erscheint, wie er ein Fremdwort ist.

Begriffe sind und daß sie nicht als aprioristische Ausstattungen des Subjectes sich erweisen. Es handelt sich bei ihnen nicht mehr um den Satz der graden Linie als den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten und dergleichen Wahrheiten, die a priori evident sind, sondern um die Begriffe Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und dergleichen Fragen, die der durstenden Seele kommen, weil sie als Berechtigung kommen müssen. Ihr Werth ist unbestreitbar; nur lassen sie sich nicht ohne Weiteres auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen. Sie können wie jeder andre Bestandtheil unsres Traumlebens eine ganz und gar irrthümliche Combination unsrer Phantasie sein. Ihr wissenschaftlicher Werth ist ihnen nur dann gewährleistet, wenn sie eine wissenschaftliche Prüfung bestehen; doch wenn sie Bestandtheile der Religionen und Sprachen geworden, so liefern sie damit zugleich den Beweis, daß sie die Prüfung ganzer Völker und Heerschaaren und Zeitläufte auf ihren Wahrheitsgehalt hin bestanden haben, was ihnen den Werth einer wissenschaftlichen Beachtung verleiht.

Die Sprache ist eine Religion und die Religion eine Sprache und gleichen Schritt gehen sie Beide mit der Entwicklung des Menschen.

Was liegt dem Menschen näher als seine Sprache und was wäre er ohne sie! — Sie ist ihm seine Vernunft, seine Mutter, sein Lehrer und sein Erzieher. Je mehr sie das Wesen dessen trifft, was sie bezeichnen

soll, desto besser belehrt und erzieht sie den, der sie spricht; je weiter und tiefer sie aber an die ewigen Wahrheiten reicht, desto höher erhebt sie ihn und führt ihn zu seinen bewußten und unbewußten Zielen. Im selben Maaße Präcision wie Tiefe kennzeichnen die deutsche Sprache. Welche Präcision in dem Worte „Wahr—nehmen“! — schlicht und schlecht und zusammengeſetzt und dennoch ein sprachliches Kunstwerk, lehrt es den Menschen, mitten in Täuschung und Trug sich zurecht zu finden und für wahr zu nehmen, was ihm im Scheine der Wahrheit sich vorstellt. — Welche Plastik in dem Ausdruck „Begriff, begreifen, Greifbarkeit“! — Welche Tiefe in dem schönen Ausdruck „Erkenntlichkeit“, die dem ganzen Wesen und Umfang nach das Verdienst zu erkennen sucht, um gebührend die Schuldigkeit zu geben! — Unzähllich sind die Ausdrücke, die der deutschen Sprache den Werth bezeugen; hier wiederhole ich nur noch die schon an andrer Stelle erwähnten Worte „Ermessen“ und „Wirklichkeit“, die der Bewunderung werth in der Bezeichnung dessen, für das sie sprachlich eintreten, und jetzt zugleich mir den Dienst erweisen sollen und Zeugniß ablegen*), daß ich

*) Nicht weniger diente mir der Ausdruck „bilden“ für „aus—
 machen“. Das Element bildet die Welt, d. h. es zeigt den Sinnen ein
 Bild, eine Erscheinung, die im Grunde aber ganz etwas Andres ist.

mit meinen Deutungen und Aussagen über den Weltbestand mich auf richtiger Fährte befinde.

Noch mehr als die Sprache ist die Religion mir eine Zeugenschaft. Ist der Eingang zum Johanneischen Evangelium nicht dieselbe Aussage über das Weltwerden, wie die, die der Messungsbegriff machte.

1. Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. — 2. Dasselbige war im Anfang bei Gott. — 3. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. — 14. Und das Wort ward Fleisch. —

Außerdem liegt in dem griechischen λόγος sehr viel mehr als im deutschen „Wort“. Vernunft, Vernunftgrund, ja die realisirte, gedachte ewige Wahrheit selbst ist im λόγος enthalten und mit der gedachten Wahrheit ist schon der Begriff des Geschehens und der der Wirkung verknüpft; man fühlt dem λόγος wie dem aus dem Gedanken hervorgegangenen Wort schon nach die schaffende Kraft, das Hervorgehen des einen Geschehens aus dem andern.

Ein andres bezeugendes Moment der Bibel ist der Glaube, der die Wunder wirkt, der die Berge versetzt, und damit den indirecten Beweis liefert, daß alles Stoffliche eben nur ein Wirkungsausdruck einer Gedankenverknüpfung ist und weiter nichts. Wollten wir andern-

falls die Berge als Materie im landläufigen Sinne denken und diese mit der Kraft eines Glaubens versehen, so wäre das ein Zauberkunststück, dessen die menschliche Vernunft nicht bedarf und dem sie sich nicht anbequemen soll. Ist dagegen alles Stoffliche im Sinne bloßer Wirkungen, die gradewegs aus den veritates aeternae hervorgehen, gedacht, so ist den biblischen Anforderungen volles Genüge geleistet und ist die Materie an dem richtigeren Namen einer Glaubensmasse benannt. Sie ist, wie wir erfahren haben, das Product eines durch Aeonen unausgesetzt aufrechtgehaltenen Glaubens.

Eine überaus bemerkenswerthe Stelle ist Marcus 6, 5. „Und er konnte allda nicht eine einige That thun; ohne, wenigen Siechen legte er die Hände auf und heilete sie.“ — Als Ursache dieser hier ermangelnden Wunderkraft ist der Widerstand des Unglaubens bezeichnet, auf den Christus beim Volke stößt. „Er verwunderte sich“ — Vers 6 — „ihres Unglaubens“ und schreibt den Mißerfolg diesem Mangel an Glauben zu. Die Stelle bestätigt einstweilen nur, daß zu jeder Wahrnehmung eines Wunders ein Glaube, ein Fürwahrhalten gehört, doch dementsprechend wird man sagen müssen, daß ausnahmslos zu jeder Wahrnehmung ein Fürwahrhalten gehört und daß umgekehrt ohne dieses Fürwahrhalten ebensowenig eine Wahrnehmung erfolgt wie die Er-

scheinungswelt, die vor den sehenden Augen liegt, nur so lange gesehen wird, als das Naturgesetz die Wirkung, welche durch den in Neonen gezüchteten Glauben die Welt sichtbar gemacht hatte, nicht aufgehoben hat.

Wahrnehmen heißt durchaus nichts mehr als fürwahrhalten im Sinne von für-wirklich-halten und die gesammte Erscheinungswelt — mag sie wahr oder optische, haptische Täuschung sein — ist in jedem Fall höchstens eine für wirklich resp. wahr gehaltene. Nur vermöge dieses Fürwahrhaltens vertrauen wir uns dem Stuhle an, auf den wir uns setzen, und umgekehrt wird der Stuhl von Irren gemieden, bei denen dieses Naturgesetz aus irgend welchen Ursachen die Wirkungen hatte anders werden lassen, so daß der Stuhl als eine Realität zur Aufnahme eines Menschengewichts nicht fürwahrgehalten noch wahrgenommen werden konnte. Der Irre ist möglicher Weise durch seinen andersgewordenen Gesichtssinn im Stande, die Vibrationen zu verfolgen, die das todte Holz des Stuhles ausmachen. Der dem Stuhle gegenüber Vertrauensfelige würde sich zum Irren verhalten wie das ruhig blickende Auge, das ein fahrendes Rad als Scheibe sieht, sich zu einem Auge verhält, welches dasselbe Rad in derselben Fahrgeschwindigkeit sieht, aber diesen Drehungen nachstrebt und statt der Scheibe die einzelnen Sprossen wahrnimmt. Sehr auffallend unterscheiden sich die Geruchsorgane sowohl bei

Normalen wie vollens bei manchen Irren. Der Eine nimmt einen Geruch wahr, der Andre nicht; Ersterer ist im Stande die Vibrationen zu verfolgen, die den Geruch auf den Schleimhäuten der Nase bilden, Letzterer nicht. Wie sehr selbst ein gesunder practischer Menschenverstand in kurzer Zeit durch Einreden und Einflüsse zu den abnormsten Vorstellungen kommen kann, dafür hat Cervantes das Bild seines Sancho Panza gezeichnet, der wenigleich Dichtung zugleich psychologische Wahrheit ist. Daß die normal Anschauenden gleichartige Bilder ihrer Umgebung wahrnehmen, liegt nicht allein in dem gleichgearteten Anschauungsvermögen, sondern auch in dem Umstande, daß unaufhörlich Mittheilungen und Schilderungen ausgetauscht werden und die Wahrnehmenden sich gegenseitig suggeriren. Gehen die Suggestionen von einer Abnormität aus, so theilen sich auch diese mit, so wie sie von Don Quijote ausgingen und so lange im Sancho Wirkung blieben, als der Irrsinn des Herrn die Denkweise des Knechts beherrschte. Als diese Suggestion aufhörte, traten wieder die Zeichen des gesunden, practischen Verstandes im Sancho zu Tage. Das Normale ist das Maafß der zu Grunde liegenden Wahrheit.

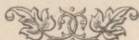
* * *

Hiermit sehe ich meine Aufgabe der Welterklärung auf Grundlage des Messungsbegriffes erledigt, — freilich in der Reserve, demjenigen noch nicht genügt zu haben, der ob meiner „bethörten“ Sinne Mitleid und Bedauern für mich im Herzen hegt. — Sonne, Mond und Sterne, die Erde unter seinen Füßen, das Greifbare in seiner Hand ein Null und Nichts! — für ihn ist Unsinn oder Thorheit. Er redet auch wohl hin und wieder von optischer Täuschung. Diese ist ihm schon vom Ahnherrn her und ist ihm zur Gewohnheit, zur süßen geworden. Seiner Gewohnheit rechtmäßiger Erbe, nennt er Alles, woran er sich gewöhnt hat, natürlich und Natur, und was natürlich ihm erscheint, dafür glaubt er keiner Erklärung mehr zu bedürfen. Sorglos geht er seinem Begriff der Natur vorbei. Er hat auch wohl Bewunderung für den großen Baum, daß der aus dem kleinen Saatkorn kam; aber er hat sich an das Wunderbare gewöhnt und die Gewohnheit gewährt ihm Befriedigung und Behagen.

Ein Wagniß freilich ein Kampf mit Solcheinem! — doch Vertheidigung und Angriffsweise sind mir im Entwurf bereits gekommen: — ich frage ihn, was das für ein Proceß ist, der als Gedanke beginnend, ins Wort sich kleidend, als That sich bethätigend, zu Fleisch und Bein sich ausgestaltet? — Wenn er diesen Proceß erklärend verfolgt, so liefert er eben so viel

Lücken, als er Erklärungen hat, weil jede seine Erklärung eine Lücke reißt. Weise er aber mir in dieser Verfolgung der ewigen Wahrheiten bis zu ihrer Gestalt der Materie die Lücke nach! — Bis er das geleistet, werde ich das Feld nicht räumen.

Sollte er aber für mich die eine Frage haben, wozu das viele meinerseitige Fragen und dieses müßige Brechen des Gehirns, so wird er auf den nächstfolgenden, zweiten Theil des „Messungsbegriffes“ verwiesen, wo ihm die Augen aufgehen sollen über die Sackgasse, in die er mit seinem Gelde und seiner vergällten Freude aus Sorglosigkeit gerathen und in der das Leben zum bloßen dummen Athemholen wird, weil er noch zu wenig gefragt hat nach Ursprung und Bestimmung des Lebens.



Est.

A-7060_{II}